

ULRICH BREUER/NIKOLAUS WEGMANN

Editorial

Das Editorial 2010 ist auch Werbung in eigener Sache. Worum geht es? Unter Beteiligung der Friedrich Schlegel-Gesellschaft soll die *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe* (KFSÄ) fortgeführt und zu einem guten Ende gebracht werden. Ein wichtiges und notwendiges Vorhaben. Zustimmung versteht sich da von selbst; wer wollte widersprechen? Und einmal mehr wird nahezu unvermeidlich die hehre Semantik der Kultur-Aufgaben bemüht, um Sinn und Zweck dieses schönen Projekts zu bestätigen – ehe das Interesse sich wieder anderen Dingen zuwendet.

Dass die Aufmerksamkeit nicht hält, ist keineswegs den allgemeinen Verhältnissen geschuldet. Es hat mehr mit dem Gegenstand selbst zu tun. Die kritische Ausgabe ist kein gewöhnliches Wissenschaftsprojekt. Schon ihre schiere Größe überfordert die gewohnten Wahrnehmungsraster. So wurde die kritische Ausgabe sämtlicher Schriften Friedrich Schlegels bereits 1958 von Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner begonnen, später von Andreas Arndt fortgesetzt. Von den geplanten 35 Bänden sind inzwischen 29 erschienen. Es fehlen demnach heute, im Jahr 2010 und damit nach 52 Jahren, noch (mindestens) sechs weitere Bände. Doch das ganze Unternehmen, als wären der schiere Umfang der Textmassen, die Komplexität der Textüberlieferung und der lange Arbeitszeitraum noch nicht genug, ist mit dem Tod Ernst Behlers, dem ersten Hauptherausgeber, aber auch mit der Fundamentalkritik an seinen Editionsprinzipien,¹ also seit 1997, ins Stocken geraten. Das gilt im Wesentlichen noch immer. Es muss also dringend gehandelt werden.²

1 Armin Erlinghagen: »Wie kritisch ist die Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe? Zur Fort- und Festschreibung fehlerhafter Entzifferungen im ersten Band der Dritten Abteilung«. In: *Text. Kritische Beiträge* 3 (1997), S. 85–120.

2 Zu den Perspektiven der KFSÄ vgl. U. B. /Till Dembeck/Maren Jäger: »Zum Stand der Kritischen Friedrich-Schlegel-Ausgabe«. In: *Athenäum* 18 (2008), S. 165–182.

10 Doch wenn es um Editionen geht, ist Erfolg keineswegs sicher, ganz entgegen einer ersten Vorstellung vom buchhalterischen Fortschreiten des textkritischen Arbeitens. So gibt es das Beispiel einer Kleist-Ausgabe, die über mehr als 20 Jahre von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert worden war, ohne dass während dieser langen Zeit auch nur ein einziger Band publiziert wurde.³

Näher betrachtet sind solche Fallgeschichten ein Hinweis auf eine für Editionsprojekte eigentümliche Risikolage. Arbeiten von sehr großem Umfang passen nicht in das Raster der an Universitäten organisierten Forschung. Kaum ist man einmal in ein solches Projekt eingetreten, sind auch schon Jahre vergangen, ohne dass sich diese Zeit für die eigene Universitätslaufbahn hätte nutzen lassen. Das ist als Hindernis für die Rekrutierung erkannt, ja inzwischen sogar mit einem eigenen Förderprogramm der DFG für langfristig laufende geisteswissenschaftliche Einzelprojekte bearbeitet worden.

Doch Geld ist nicht alles. Woher will man die für eine Edition geeigneten Mitarbeiter nehmen? Gar über lange Jahre zusammenhalten? Eine solche Mannschaft lässt sich nicht einfach zusammenkaufen. Die eigentliche Schwierigkeit, so vermuten wir, liegt in der mangelnden Attraktivität der Arbeit. Das mag verwundern, sind doch die Klassiker, die hier ediert werden, gerade auch die für viele besonders attraktiven Autoren und Werke. Wer wollte nicht über einen Kleist oder Fontane oder eben Friedrich Schlegel arbeiten? Die Namen stimmen, das Problem ist der *Status der editorischen Arbeit*. Ist das überhaupt wissenschaftliche Arbeit, die hier geleistet werden muss? Das kann als Frage verwundern, ist es doch fachhistorisches Gemeingut, dass die germanistische Philologie sich im 19. Jahrhundert vor allem in Gestalt der Textkritik als akademische Disziplin durchgesetzt hat. Markiert nicht der Textphilologe Karl Lachmann wie kein anderer den wissenschaftlichen Erfolg der Germanistik? Ist nicht seine Lessing-Ausgabe Beleg für die Wissenschaftlichkeit unseres Fachs? So könnte man meinen, und doch hatte schon Lachmann selbst Zweifel, genauer: er hatte Zweifel, wieweit die allgemeine wie fachinterne Anerkennung für seine Arbeit tatsächlich reichte. Klären sollte dies, so Lachmanns Strategie,

³ Vgl. Roland Reuß: »Edieren in Deutschland: Ein Krisenbericht«. In: *FAZ*, 1.9.2010, Nr. 202, S. N5.

ein ordentliches, von philologischen Fachgutachtern beratenes Gericht. Seine Frage von 1841 war, ob und wie weit die Arbeit eines Editionsphilologen *als originell gelten kann*. Das ist, 170 Jahre später, auch noch unsere Frage. Wird bei der Herstellung einer Edition Wissen mit Neuigkeitswert gewonnen, dann muss dem Herausgeber, so die Lachmannsche Zuspitzung auf eine klare Entscheidung hin, auch ein Urheberrecht auf seine Arbeit zugestanden werden.

Lachmann war selbstredend überzeugt, dass seine Arbeit (an der Edition Lessings) diesem Anspruch genüge. Doch das Gericht kam zu einem anderen Urteil – und Lachmann schreibt in seiner eigens publizierten Gerichtsschelte mit dem sprechenden Titel *Ausgaben classischer Schriftsteller darf jeder nachdrucken. Eine Warnung an Herausgeber* den entrüsteten Kommentar dazu: »Fleiß, Sorgfalt, Urtheil, Scharfsinn, sind dem Verein nicht schöpferisch genug: was ist ihnen denn genug?«⁴ Das Gericht bzw. seine Gutachter zeigten sich unbeeindruckt. Für sie ist eine Edition kein Ausweis einer schöpferisch-originellen Wissenschaft. Sie ist nur die Arbeit eines »Korrektors«, der allein mit den Mitteln eines »vergleichenden Verfahrens« auskommt. Lachmann hat demnach »nicht frei geschaffen, sondern durch Prüfung und Vergleichung verschiedener vorhandenen Handschriften und Ausgaben das Passende und Richtige ausgesucht und in frühere Drucke hineincorrigirt.«⁵

Zurück in die Gegenwart. Originalität und Neuigkeitswert des Wissens gelten mehr denn je als höchste Prädikate. Wer hätte auch etwas gegen originelle Forschung? Skepsis kommt erst auf, wenn dieser Originalitätsimperativ gleichsam Realität geworden sein soll. Und das auch noch in einem Fach, das nicht von ungefähr als ein Massenfach gilt. Wie geht das zusammen? Gibt es jetzt einen Peter Szondi oder einen Heinz Schlaffer gleich im Dutzend? Wissenschaftliche Durchbrüche an jeder Ecke? So gefragt, wird man stutzen, und wissen wollen, wie denn die angeblich zum Normalfall gewordene hohe Originalität wissenschaftlicher Arbeit überhaupt zu denken ist. Hier nur eine bloße Verkennung der Realitäten, eine epidemisch gewordene Selbstüberschätzung zu unterstellen, hilft

⁴ Karl Lachmann: *Ausgaben classischer Werke darf jeder nachdrucken. Eine Warnung für Herausgeber*. Berlin 1841, S. 16 f.

⁵ Ebd., S. 10.

12 nicht. Die Antwort muss vielmehr den Weg über Veränderungen in der wissenschaftlichen Kommunikation nehmen. Denn dies ist der Ort, wo über Originalität und Neuheit entschieden wird.

Unstrittig ist, dass sich das Fach in den letzten Jahrzehnten sehr weit aufgefächert und noch bis in zahlreiche Nachbardisziplinen hinein ausgebreitet hat. Ein Überblick über die unzähligen Spezialisierungen und Sonderungen ist nicht mehr möglich. Erst recht ist die Kontrolle über diese anhaltende Pluralisierung aussichtslos. Das Selbst-Verständnis des Faches ist vielmehr selbst »pluralistisch« geworden: Jedem ist es erlaubt, seine Begriffe auf seine Erkenntnisintentionen abzustimmen, sofern er nur, so Luhmann weiter, »anderen die Freiheit zugesteht, dies auf ihre Weise ebenfalls zu tun. Wenn damit jedem Prediger seine eigene Kanzel gebaut wird, werden jedoch die Entscheidungen, die in der Begriffswahl stecken, kaum mehr kontrolliert.«⁶ Je länger aber diese Situation anhält, je mehr Möglichkeiten das Fach bereitstellt, die es dem einzelnen Wissenschaftler erlauben, dem je eigenen Verständnis von Forschung und Wissenschaft weiter nachzugehen, desto stärker wird, so noch einmal Luhmann, ein *inflationärer Trend*: »Pluralismus macht geschwätzig«.⁷

Pluralisierung und Expansion des Faches gehen zusammen; ja es fällt auf, dass die Germanistik schon lange keine eigene Vorstellung mehr hat ausprägen können, wie eine *ausreichend große Größe für das eigene Unternehmen* aussehen soll. Gefordert wird immer nur ein noch weiter gehendes Wachstum, ohne Rücksicht auf die eigene Arbeitsfähigkeit. Unter Massenfach versteht man stets die bildmächtige Vorstellung von überfüllten Seminaren. Dass es auch eine gleichfalls defizitäre *Massenforschung* geben kann, wird dagegen zu wenig beachtet.

Wenn aber die Massenforschung zumindest als Tendenz bereits Wirklichkeit geworden ist, braucht es Gegenmaßnahmen. Eine radikale Verkleinerung des Faches ist hier nicht das Thema. Gesucht werden vielmehr wirksame Vorkehrungen gegen eine weitere inflationäre Ausweitung von Originalität und Neuheit. Ein oberstes Kontrollgremium, eine Behörde zur Evaluation aller Forschungen,

⁶ Niklas Luhmann: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a. M. 1990, S. 390.

⁷ Ebd.

ist nur ein bürokratischer Alptraum. Aufmerksamkeit verdient jetzt, in diesem Kontext, dagegen die Edition. In ihrem Arbeitskalkül geht sie gegen die Inflationierung originellen Wissens an. Die Edition, und hier sind wir wieder am Ausgang unserer Überlegungen, kann wie vielleicht kein zweites Genre philologisch-wissenschaftlicher Forschung das Wissen unseres Fachs wieder auf seinen Realwert bringen. Jede kritische und kommentierte Edition, also auch die *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe*, ist ein Beitrag zur »Kodifikation«⁸ des Fachs bzw. des aufgelaufenen Fachwissens. In den Kommentar gelangt nur ein von überzogenen Behauptungen freigehaltenes Wissen. Und die Textkritik kann nur nach den allgemein anerkannten Regeln der Disziplin – oder in *begründeter Ablehnung* dazu – durchgeführt werden. Originalität ist selbstverständlich auch hier möglich, doch nur in argumentativer Auseinandersetzung mit der bisherigen Wissenschaftsentwicklung. In der Edition gelingt demnach die Darstellung des jeweils aktuellen Leistungsstands des Fachs. Genau das aber ist beim gegenwärtigen Stand der wissenschaftlichen Fachkommunikation das knappe Gut – und daher sollte die Edition für die Geldgeber mehr denn je förderungswürdig und für uns Philologen wieder attraktiv sein.

8 Jörg Schönert: »Es muss nicht immer ein ›turn‹ sein. Typen und Funktionen kodifizierender Publikationen in der Germanistik 1970–2010« (= gekürzte Fassung des Vortrags am 09. Juni 2010 in der Ringvorlesung »*Die ewige Wiederkehr des Neuen*«? *Zur Wissenschaftsgeschichte der Germanistik* an der Universität Göttingen (SoSe 2010). URL: www.literaturkritik.de/public/rezension.php?rez_id=14584. Bes. Teil 2.